

Japan – das imaginierte Fremde: Mythos, Klischee, Projektion von Manfred Nikolussi (Innsbruck)

Die Geschichte des europäisch-japanischen Kulturaustausches – diese Geschichte steht paradigmatisch für die europäisch-amerikanische Konfrontation mit dem Fremden. Aus der Perspektive des Westens ist Japan das Fremde *par excellence*.

Für die portugiesischen Seefahrer und Händler, die sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf den Weg nach Asien gemacht hatten, vollzog sich die Annäherung an dieses Fremde in vielen gescheiterten und manchen gelungenen Expeditionen des Entdeckens, des Eroberns, des Erkundens. Wie schon Kolumbus vor ihnen wussten die Portugiesen, was sie suchten. Auch hätte, ohne Aussicht auf materiellen Gewinn, keiner ihrer Matrosen die unsicheren Planken eines Schiffes betreten. „Zipangu“, hatte Marco Polo in dem Bericht seiner Reise nach China geschrieben,

ist eine sehr große Insel im östlichen Ozean. [...] Die Einwohner der Insel haben eine helle Gesichtsfarbe und gute Sitten. [...] Gold gibt es bei ihnen in größtem Überfluss [...]. Das Dach des Palastes ist vollständig mit Goldplatten bedeckt; auch die Decken der Säle sind aus demselben kostbaren Metall. [...] Auf der Insel Zipangu gibt es auch sehr viele Perlen, die rot, rund und sehr groß sind; diese erzielen einen noch höheren Preis als die weißen Perlen.

Auf der Suche nach dem Gold und den Perlen von Zipangu hat Kolumbus bekanntlich weder Japan noch China noch Indien entdeckt – auch wenn er dies bis zu seinem Tod geglaubt haben soll. Japan konnte noch einmal aufatmen.

Freilich nicht lange. Schon 1543 landeten die ersten portugiesischen Kaufleute auf der südjapanischen Insel Tanegashima, Gold fanden sie keines. Aber es dauerte trotzdem nicht lange, bis erste Kunde von den japanischen Inseln nach Indien drang, wo sich im Gefolge der portugiesischen Seefahrer und Händler die ersten Missionare eingefunden hatten.

1549 landet der spanische Jesuit Francisco Xavier, bei uns bekannt unter dem Namen Franz Xaver, in Kagoshima. In seinem ersten Bericht heißt es über die Japaner:

Dieses Volk tut es allen neuentdeckten Nationen an Frömmigkeit bevor, so dass ich glaube, es gebe keine barbarische Nation, die es an natürlicher Güte übertreffe. Sie haben eine gute Gemütsart und einen Abscheu vor allem Betrage. [...] Sie sind zwar meistens arm: aber die Armut gereicht niemandem zur Schande. [...] Sie sind in der Kost sparsam und mäßig: nicht so im Trunke. [...] Die meisten können lesen; was viel dazu hilft, dass sie die Gebetsformeln und die Hauptstücke unserer Religion leicht fassen. Sie haben jeder nur ein Weib. [...] Sie sind [...] sehr lehrbegierig. Sie hören sehr gern von Gott und den göttlichen Dingen reden.

Diese in viele Sprachen übersetzten und in ganz Europa neugierig gelesenen Briefe und Jahresberichte, die *Litterae Annuae* der Jesuiten, schildern Japan, seine Menschen und seine Kultur in den leuchtendsten Farben. Dass die Portugiesen von diesem Land am Ende der Welt beeindruckt waren, ist mehr als verständlich, wenn man bedenkt, dass sie aus einem der unterentwickeltesten Länder, dem Armenhaus des Abendlandes, aufgebrochen waren. Nach einhelliger Auffassung der europäischen Reisenden fehlte den Japanern zur Vollendung nur eines: die Segnungen des Christentums.

Die Mythen und Projektionen, die hinter den Schilderungen der Missionare durchscheinen, teilen uns, unabhängig vom Wahrheitsgehalt ihrer Berichte, letztlich ebensoviel über ihre Urheber mit wie über Japan und seine Kultur. Rousseau sollte zwei Jahrhunderte später in seiner *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit des Menschen* (1755) den Eurozentrismus der Weltreisenden des Abendlandes folgendermaßen kritisieren:

Außer durch diese Nachrichten [der Jesuiten] kennen wir die ostindischen Völker [nämlich Japan und China] gar nicht, denn sie werden immer von Europäern besucht, die begieriger sind, ihren Beutel als ihren Kopf anzufüllen.

Trotz der hymnischen Schilderungen der ersten Missionare ergibt eine genauere Analyse, dass sie es gewohnt sind, alles Fremde durch die Brille des wertenden Kulturvergleichs zu sehen. Das Selbstbewusstsein ihrer christlichen Kultur war so maßlos, dass sie unbe-sehen davon ausgingen, Menschen einer völlig anderen Kultur würden, vorzugsweise von einer Minute auf die nächste, von ihrem eigenen Glauben ablassen und sich den unmittelbar einleuchtenden Wahrheiten des Christentums verschreiben.

Nur selten dienten die damaligen Berichte aus der Ferne ausschließlich sachlicher Information. Vielmehr waren sie Fluchtpunkt regressiver Fantasien, die die Reisenden die Strapazen leichter ertragen ließen, die sie auf sich genommen hatten. – Und die Daheimgebliebenen ließ die Flucht in den Exotismus der geheimnisvollen Fremde die Malaise der eigenen Existenz vergessen.

Die Schilderungen der von regressiven Wunschvorstellungen und religiösen Sehnsüchten motivierten Missionare evo-zieren beim klassisch vorgebil-deten Leser Bilder von Hesiods „glückseligen Inseln“, von der Wiederentdeckung des verlorenen Paradieses und anderen mythischen

in dem Tal, breiter als das Almtal, in welches hinabzusteigen über glitschiges, von Wasserfällen durchzogenes Gelände und in welch gefingerte Luftwurzeln Halt bieten, wissen sich die Hochwässer abgehal in die Reisfelder überzuschwappen: vor den Flußschlingen sind im U wasser exakt versetzte Reihen von manngroßen Felskegeln postiert wor könnten vor Wachsamkeit versteinerte Wachtrupps der Ritterzeit s oder im Erwanen inmitten von Almen aus dem Fenster schauen? ein Asiate trägt durch hohes Almschilf ein schlafendes Kind; hast noch nicht recht wahrgenommen oder im Schlaf vergessen, daß auf fernöstlichen Almen Asiaten die Einheimischen sind!

Julian Sch

Orten des Glücks. Regressive Fantasien dieser Art bergen in ihrem Kern jedoch bereits den Keim der Zerstörung; auf die Dauer vermag es die Wirklichkeit nicht, der Maßlosigkeit des Wunschbildes zu entsprechen.

Als die Japaner im Laufe der Zeit zu der Auffassung gelangten, dass nach den Händlern und Missionaren die Soldaten des Kolonialismus auf der Bühne erscheinen könnten, entledigten sie sich ab etwa 1580 der katholischen Missionare und der christianisierten einheimischen Bevölkerung mit zum Teil mörderischer Konsequenz. Die Portugiesen mussten zur Kenntnis nehmen, dass Japan sich nicht erobern ließ. In der Folge sollte es sich auch dem erkundenden Zugriff für fast ein Vierteljahrtausend entziehen.

Eine der Folgen des gescheiterten Missionsprojekts war die große Zahl (39 bis 1835) von so genannten japanischen Jesuitendramen, die besonders in Süddeutschland und Österreich aufgeführt wurden und die den sittlichen Triumph der japanischen Märtyrer auf die Bühne brachten. Das erste dieser Dramen, *Christianomichia Japonensis*, stammt aus dem Jahr 1638.

Die Ereignisse, die Vertreibung aus dem Paradies der Mythen und Projektionen, führten zu einem abrupten Wandel des europäischen Blicks auf Japan. Bereits 1585, im Traktat über die *Kulturgegensätze Europa-Japan* aus der Feder des Missionars Luis Frois, kündigt sich die radikal veränderte Sichtweise an. Das Fremde wird nicht länger bewundernd beschrieben, fortan wird es ausgegrenzt, dem Eigenen gegenübergestellt und entwertet. Die ursprüngliche Faszination wandelt sich in Verstörung, die staunende Offenheit für das Neue endet in der Abgrenzung vom behaupteten Widersinn des Anderen.

Die verunsicherten Missionare begannen, die komplexe Welt Japans auf ein Inventar einfacher Elemente zu reduzieren, die sich, nach Art unserer Reiseführer, unter Kapiteln wie Religion, Geschlechter, Kinder, Essgewohnheiten, Waffen und Kriegführung zusammenfassen ließen. In zunehmendem Maße wurden negative Werturteile gefällt, die die Differenzen zwischen der eigenen und der fremden Kultur betonten. Das westliche Japanbild sollte bis in die Gegenwart herauf von dieser verhängnisvollen Entwicklung geprägt sein. Ursache allen japanischen Übels ist ab diesem Zeitpunkt nicht länger das eigene Ungenügen, sondern das intransigente Anderssein „der Japaner“. Galt etwa in den frühen Sendbriefen die japanische Frau noch als tugendhaft, so legt sie nunmehr keinen Wert auf ihre jungfräuliche Reinheit vor der Ehe, die Töchter gehen allein aus dem Haus, Abtreibung und Kindestötung, so wird jetzt entsetzt vermeldet, seien allgemein üblich. Waren die Männer früher auf ihre Ehre bedachte, stolze und tapfere Kämpfer, so ist es jetzt ihre Grausamkeit, die sie kennzeichnet. Und natürlich – wie könnte es anders sein – fehlt auch nicht der obligate Hinweis auf die Absurdität des „Seppuku“, des rituellen Selbstmords.

Gemessen an der imposanten Statur des kulturbringenden Europäers sind plötzlich die Nasen der Japaner zu niedrig, ihre Beine zu kurz. Solche diskriminierenden Beschreibungen, die mehr über den Kundschafter verraten als über die zu Erkundenden, sucht man in der frühen Missionskorrespondenz vergeblich, und gerade von Frois hätte man sie nach mehr als zwei Jahrzehnten Aufenthalt in Japan nicht erwartet.

Die Folgen der europäischen Arroganz sind bekannt: Japan verweigert sich den Kolonisationsversuchen des Westens. Japans geografische Lage an der Peripherie des sich herausbildenden kolonialisierten Universums erweist sich als Vorteil. Das für fast ein Vierteljahrtausend abgeriegelte Land sollte sich für lange Zeit als nur schwer assimilierbarer Fremdkörper im europäischen Bewusstsein erweisen. Bis zur Öffnung des Landes um die Mitte des 19. Jahrhunderts bleibt die niederländische Ostindische Compagnie auf der streng überwachten künstlichen Insel Deshima das einzige Tor, durch das Informationen aus Japan nach Europa dringen.

Gleichwohl markiert die Zeit des „Sakoku“, der Abschließungspolitik, den Beginn der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Japan. Gekennzeichnet ist diese Auseinandersetzung durch die Arbeiten von Männern wie Engelbert Kaempfer und Franz von Siebold. Auch sie sind nicht frei von Klischees und Projektionen – eines der Werke Kaempfers erschien unter dem Titel *Amoenitatum Exoticarum, Politico-Physico-Medicarum* (Lemgo, 1712); besser bekannt wurde es in der Folge unter dem Titel *Amoenitates exoticae* (frei übersetzt: „Der Liebreiz der Fremde“).

Kaempfers Anspruch auf Wissenschaftlichkeit ist dennoch offenkundig. In Europa wird sein Werk zum Ausgangspunkt vielfältigster Diskurse. Die Liste der Namen seiner Rezipienten ist beeindruckend: Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau, d'Alembert, Kant. Kant etwa zeigt in seiner Schrift *Zum ewigen Frieden* (1795) Verständnis dafür, dass die Regierung Japans sich das Recht nahm, den Zugang zu ihrem Land einzuschränken, auch wenn dies der aufgeklärten Idee des freien Verkehrs von Menschen, Ideen und Waren widersprach.

Die fiktive Reiseliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts plünderte Kaempfers und Siebolds Schriften hemmungslos aus. Exotische Schauplätze dienten ihr als Bühne, spezifisch europäische Probleme abzuhandeln. Kaempfer hatte, so wie Xavier, die Japaner als ein Volk dargestellt, das „an Sitten, Tugenden, Künsten und feinem Betragen“ allen anderen Völkern überlegen sei. Dieser Auffassung mochte im 18. Jahrhundert kaum jemand zustimmen. Europa habe, so Voltaire, die verlorene Zeit wieder nachgeholt. Auf der jetzigen Stufe der Kultur, führt Herder aus, sei in Japan ebenso wenig wie in China an einen Fortschritt zu „feinern Wissenschaften, wie sie Europa treibt“ zu denken. Die *Deutsche Enzyklopädie* von 1791 findet die Gründe dafür, dass die Japaner in der Aufklärung nicht weiterkämen, darin, dass ihnen aller Umgang mit Fremden untersagt sei. Dass die Japaner auch in der Zeit der Isolation mit Hilfe holländischer Bücher den Westen studierten und mehr über Europa wussten als Europa von ihnen, war kaum bekannt.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fasst der deutsche Historiker Christoph Meiners die Japaner und Chinesen zu einer „altaischen Rasse“ von „thierischer Reizbarkeit“ und „ungewöhnlicher Gefühllosigkeit“ zusammen. Sie hätten einen „Mangel an Erfindungskraft“ und könnten „nur nachahmen, nicht aber erfinden“. Es fehle ihnen „derjenige Grad von Verstand und Vernunft“, den man „zur Erlernung und Erweiterung von Wissenschaften und Künsten“ benötige.

Das Schicksal der Kolonialisierung bleibt Japan erspart, nicht aber der Orientalismus des Westens. Der europäischen Vernunft wird die angebliche Irrationalität des Japaners gegenübergestellt. Der japanische Intellekt gilt als „unterentwickelt“ bzw. „in der Entwicklung begriffen“. Wo der Europäer sich logisch, wissenschaftlich und zielstrebig verhalte, sei der Japaner gezwungen, sich auf seine Intuition zu verlassen. Weil er in der Gruppe gelernt habe, seine Wünsche zurückzustellen, mangle es ihm obendrein noch an Individualität und Originalität. Die perfektionistische Aneignung westlicher Technik und Zivilisation schien dieses erstaunliche Talent des japanischen Volkes zur Nachahmung nur zu bestätigen. Man nahm das Phänomen insofern gern zur Kenntnis, als es die Überlegenheit des Westens bewies.

Auf der anderen Seite hatte die schon seit dem 18. Jahrhundert populäre Reiseliteratur mit all ihren Japan-Klischees ihre verheerende Wirkung auf das europäische Japanbild getan. Der exotische Blick weigerte sich, das veränderte Japan des späten 19. Jahrhunderts wahrzunehmen. Der englische Bestsellerautor Clive Holland veröffentlichte 1895 ein kleines Bändchen mit dem Titel *My Japanese Wife*. Innerhalb von zwanzig Jahren erreichte das Buch sechzehn Auflagen. Die europäische Männerwelt träumte von der Flucht in die Arme einer ergebenen, exotischen Geliebten. Das Bemerkenswerte in Hollands Fall ist: er hatte Japan nie gesehen. Aber er wusste, was sich verkaufte, und zu diesem Zweck hatte er ohne Gewissenbisse die vorhandene Reiseliteratur ausgeplündert, vor allem Pierre Loti, den Verfasser der *Madame Chrysanthème* und Schöpfer des sogenannten Kolonialromans, den man wohl treffender als „erotischen Roman“ bezeichnen sollte. Madame Chrysanthème, diese tippelnde, piepsstimmige, immer freundlich lächelnde Schönheit war zerbrechlich wie ein Schmetterling. *Madame Butterfly* sollte sie bei Puccini schließlich heißen.

Es war Lotis Roman *Rarahu*, der Gauguin veranlasste, nach Tahiti zu gehen. Lafcadio Hearn, der große irisch-griechische Japaner, hatte *Madame Chrysanthème* gelesen und betrachtete es nach seiner Ankunft in Japan als seine Aufgabe, die Sehnsucht nach dem alten, ‚wahren‘ Japan aufrechtzuerhalten. Van Gogh malte ein Portrait von Madame Chrysanthème.

Und all dies, weil einige Reiseschriftsteller Geschichten aus dem Land ihrer Träume erzählt hatten und weil nach der Öffnung Japans japanische Holzschnitte, Schmuck, Seidenstoffe und dekorative Kunst en masse nach Europa gelangt waren. Maler wie Degas, Manet, Toulouse-Lautrec und Gauguin übten sich in der zweidimensionalen japanischen Darstellungstechnik. „Ich fühle mich hier wie in Japan“ (Brief 469), schreibt

Vincent van Gogh nach der Ankunft in Arles an seinen Bruder Theo. „Ich glaube, dass die Zukunft der neuen Kunst im Süden liegt. [...] Man sieht mit japanischen Augen und fühlt die Farbe ganz anders“, fährt er fort (Brief 511).

Die Utopie, der van Gogh anhing, nannte sich Japonismus und hatte in Paris nach knapp dreißig Jahren ihren Höhepunkt erreicht. Und der Einfluss des Japonismus endete keineswegs bei Ölbildern und dem „Jugendstil“, sondern wirkte nach bis in die architektonischen Konzepte des „Bauhauses“ und anderer Richtungen des Funktionalismus.

Und so kommt es, dass wir alle seit gut hundert Jahren auch mit japanischen Augen sehen. Den Augen eines Japans freilich, das es schon zu van Goghs Zeit kaum mehr gab, weil die Japaner inzwischen damit beschäftigt waren, die Welt mit europäischen Augen zu sehen. „Life imitates Art far more than Art imitates Life“, das Leben ahmt die Kunst nach, das wusste schon Oscar Wilde. Das Japan, dem er in Europa begegnete, war für ihn „an exquisite fancy of art“, ein Kunstprodukt, ein Trugbild. Eine Figur in seinem Stück *The Decay of Lying* lässt Wilde sagen:

The actual people who live in Japan are not unlike the general run of English people; that is to say, they are extremely commonplace, and have nothing curious or extraordinary about them. In fact the whole of Japan is a pure invention.

Eine Erfindung, eine Fata Morgana.

Der chinesisch-japanische Krieg von 1894/95, der russisch-japanische Krieg von 1904/1905, die Besetzung der Mandschurei und der Zweite Weltkrieg fügten dem über den Japonismus vermittelten neuromantischen Japanbild ein kriegerisches Element hinzu und holten Amerika und Europa in die Realität zurück. Das Japan der Jahrhundertwende war nicht länger das Japan des Japonismus, die Japaner wurden zur „gelben Gefahr“. Ob das Fremde exotisierend als göttlich, als vollkommen, oder xenophobisch als Bedrohung, als teuflisch wahrgenommen wird, ist offensichtlich auch eine Frage der Machtverhältnisse. Die exotisierende Betrachtung verweist auf eine Überschätzung der eigenen Position. Die xenophobe Grundstimmung im Europa des 20. Jahrhunderts war eine Quelle von bestialischer Aggression und Gewalt. Mit Japan verhielt es sich nicht anders.

Auch das – neuerdings etwas lädierte – japanische Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit verbinden wir mit vielen Schattenseiten: den beengten Wohnverhältnissen, der Umweltverschmutzung, dem Konformitätsdruck in der Erziehung. Das „Land des Lächelns“ mag als matter Widerschein des romantisierten Japanbildes noch durch die Köpfe der jungen Leute von heute geistern, ansonsten ist Japan für uns ein Kuriositätenkabinett von Hightech-Objekten und Medienevents: Godzilla und fürs Kôbe-Beef massierte Kühe, Origami und Olympia, Karate

und Karaoke, Kugelfisch und Kamikaze, Bushidô und Harakiri, Workaholics und Zen-Buddhismus, Sushi und Suki-Yaki, Pokémon und Playstation, Nintendo und Manga, Anime und gewalttätige Actionspiele, Sumô und Sports Baka, Tamagotchi und Takeshi's Castle.

Der Versuchung, das medial transportierte Japan für bare Münze zu nehmen, erliegen nicht wenige. Das soll Japan sein?, fragen wir uns vielleicht gerade noch. Tatsache ist, dass auch der durchschnittliche japanische Fernsehkonsument sich wundert, amüsiert ist oder sich angeekelt abwendet, wenn Takeshi seine Show abzieht. Die Realität ist das auch nicht. Oder doch?

Ihr fünf und
wir fünf in einem Riyokan
ihr redet
wir reden
dann wieder ihr
und wir
miteinander
gegeneinander
durcheinander
wie es sich gehört
auf der Suche
nach einer Sprache
die sich sprechen läßt
von euch fünf
und uns fünf
in einem Riyokan

